lade von dem Obstmus zu unterscheiden. Infolge ihres großen Zuckergehaltes stellt jene fälschlich einen viel besseren Ersatz für die Butter und das Fett als Brotaufstrich dar als das Obstmus. Die Obstmusbereitung war unseren Vorfahren schon im Mittelalter bekannt, die Herstellung der Marmelade wurde uns im 17. Jahrhundert durch die Franzosen übermittelt. Im Jahre 1625 begegnet uns das Wort als französischer Ausdruck zum ersten Male in unserer Literatur. Die Franzosen hatten die Sache mit dem Namen durch Vermittlung der Spanier von den Portugiesen übernommen. Im Portugiesischen heißt marmelo die Quitte, und von Marmelo wurde das spanisch-portugiesische Wort marmelada gebildet, das also ursprünglich Quittenmus bedeutet. Die Quitte, die griechisch melimelon (zu deutsch Honigapfel) und davon lateinisch melimelum hieß, erfreute sich bei den alten Griechen und Römern einer besonderen Beliebtheit; man nimmt mit guten Gründen an, daß unter den goldenen Aepfeln der Hesperiden in der griechischen Heraklessage Quitten zu verstehen seien, da man die Apfelsinen oder Orangen im griechisch-römischen Altertum noch nicht kannte. Als „Honigapfel" wurde die Quitte im Altertum deswegen bezeichnet, weil man sie mit Honig einzukochen pflegte; aus dem lateinischen melimelum entstand der portugiesische Name marmelo für die Quitte; später wurde der portugiesisch-spanische Name marmelada auf alle ähnlichen Einkochungen mit Zucker übertragen, in denen die Quitten durch andere Obstarten ersetzt wurden.

Unsere Feldarauen vermögen zu einem großen Teil der Marmelade keine besondere Zunetzung entgegenzubringen; sie nennen sie etwas herabsetzend „Soldatenbutter". In dieser Benennung ist natürlich nicht etwa eine Herabsetzung des Ehrennamens „Soldat" zu erblicken; die Feldgrauen wollen damit nur sagen, daß der Soldat sich mit diesem Ersatz für die Butter begnügen müsse. So wird auch die Bezeichnung „Soldatenwurst" entstanden sein, die heute noch in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes, so beispielsweise in Berlin, als Benennung für eine mindwerwertige Wurstsorte angewendet wird. Die Feldgrauen singen auch unter Abänderung der Wiederholungsverse eines der bekanntesten Soldatenlieder: „Marmelade, Marmelade, ist der schönste Fr... im Staate". Das ist gewiß nicht schlimm gemeint. Unsere Soldaten haben sich ja längst davon überzeugt, daß Kommißbrot mit Marmelade gar nicht schlecht schmeckt und daß diese als Ersatz für die knappgewordene Butter und das noch knappere Fett keineswegs zu verachten ist. Auch die Daheimgebliebenen gewöhnen sich in weit höherem Maße, als dies vor dem Kriege der Fall gewesen ist, an den Genuß von Marmelade, und sie werden diese sicher nicht mehr entbehren wollen, auch wenn uns nach dem Kriege wieder größere Fett- und Buttermengen zur Verfügung stehen. So ist also bestimmt damit zu rechnen, daß auch nach dem Kriege der Marmeladeverbrauch bei uns größer sein wird, als vorher. Vor dem Kriege ist sehr viel Marmelade aus England nach Deutschland gekommen, zu deren Herstellung fast nur der aus Deutschland nach England exportierte Zucker verwandt wurde. Wir können in Zukunft die Marmelade, die wir brauchen, mit unserem eigenen Zucker bei uns selbst herstellen. Freilich muß der Obstbau bei uns eine erhebliche Vermehrung gegen früher erfahren, damit wir auch eigenes Obst zur Genüge für die Zwecke der Marmeladen und Mus-bereitung zur Verfügung haben.

„Fräulein Provisor".

Unter dieser Spitzmarke geht eine Notiz durch die Presse, wonach der Regierungspräsident von Merseburg einem Apothekenbesitzer die Genehmigung zur Errichtung von „Helferinnenkursen" erteilt habe. Der Regierungspräsident hat aber eine solche Genehmigung nicht erteilt, sondern nur ein Einschreiten abgelehnt. Zur Sache selbst teilt man der „Voss. Ztg." von zuständiger Seite mit: Frauen, welche die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung (Primareife) besitzen, sind schon längst zum Apothekerberufe zugelassen und sie sind in ihm, wenn auch vorläufig nur in beschränkter Zahl, tätig. Etwas anderes sind die sogenannten „Helferinnen". Solche werden augenblicklich bei dem starken Personalmangel in manchen Apotheken beschäftigt. Sie dürfen jedoch nur zu größeren, Fachkenntnisse nicht erfordernden Hilfeleistungen, nicht aber in der eigentlichen pharmazeutischen Tätigkeit verwandt werden. Diese „Helferinnen", deren wenige Wochen dauernde „Ausbildung" natürlich die acht Jahre (darunter ein zweijähriges Hochschulstudium) erfordernde pharmazeutische Ausbildung auch nicht zum kleinsten Teile ersetzen kann, werden jedenfalls nach dem Kriege bald zum allergrößten Teile wieder aus den Apotheken verschwinden, und es kann daher jungen Damen nur beraten werden, sich durch Werbungen für Helferinnenkurse nicht zu der Annahme verleiten zu lassen, daß sie sich damit einen lohnenden Lebensberuf schaffen könnten.

Der Eintritt der türkischen Frau in das Wirtschaftsleben.

Auf Anregung von Nadjis Sultano, der Gattin Enver Paschas, ist in Konstantinopel ein Verein gegründet worden, der den Zweck hat, die wirtschaftliche Stellung der türkischen Frau zu heben. Dieser Verein, der von der türkischen Regierung unterstützt wird und über großes Kapital verfügt, wird, wie der „Konfektionär" meldet, in verschiedenen Gegenden Anatoliens große Konfektionswerkstätten eröffnen, in denen türkisch-mohammedanische Frauen beschäftigt werden sollen. Bereits sind Vorbereitungen getroffen, um zunächst die erste Werkstätte in Konstantinopel ins Leben zu rufen und man hofft sehr bald, allein in der Hauptstadt mindestens 10000 Frauen Arbeit geben zu können. Die Frauen sollen Kleider aller Art und Gewebe herstellen, dazu Wäsche und Spitzen, Frauen, denen es nicht möglich sein sollte, in den Fabriken selbst zu arbeiten, sollen als Heimarbeiterinnen Aufträge bekommen. In eigenen Geschäften wird der Verein den Vertrieb seiner Erzeugnisse bewerkstelligen. Die gesamte türkische Presse ist mit dieser in das Leben der türkischen Frau tief einschneidenden Neuerung durchaus einverstanden und hebt hervor, daß die Teilnahme der Frau am Wirtschaftsleben durchaus im Sinne des Korans ist, der die Frau in wirtschaftlichen Angelegenheiten auf gleiche Stufe mit dem Manne zu stellen gebietet.

Die Fachschneiderei des Lettevereins zu Berlin,

die erste anerkannte Werkstätte für Frauen gebildeter Stände, beginnt im Oktober mit einem neuen Ausbildungskursus. Die Schule, die während ihres siebenjährigen Bestehens eine größere Anzahl tüchtig ausgebildeter Schneiderinnen entlassen hat, bietet in ihrem Lehrplan besonders Mädchen mit guter Schulbildung die Gewähr, in der Arbeit als gebildete Schneiderin Tüchtiges zu leisten. Die Fachschneiderei wird für diejenigen gebildeten Mädchen geeignet sein, die praktische Fähigkeiten, Geschick, Geschmack und Freude an dieser Handarbeit haben. Die Ausbildung zur Schneiderin ist besonders jetzt empfehlenswert, wo es gilt, in bezug auf Kleidung und Mode vom Ausland unabhängig zu werden. Sie bietet für die gebildete Frau die Möglichkeit, durch eine fachliche Heranbildung bahnbrechend auf dem Gebiet einer deutschen Mode zu werden.

Frau Lehrerin.

Ein Erlaß der österreichischen Unterrichtsverwaltung gewährt allen ledigen Lehrerinnen das Recht auf den Titel „Frau", und zwar nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb ihrer Berufstätigkeit. Man hat bemerkt, daß einem „Fräulein" Lehrerin im Schulbezirk nicht der nötige Respekt zuteil wird und will deshalb den Titel „Frau" Lehrerin allgemein einführen. Da es nun nicht angeht, daß die Lehrerinnen sich nur in der Schule Frau nennen lassen, außerhalb aber wieder zum Fräulein werden, so soll ihnen gestattet sein, ständig die Bezeichnung „Frau" zu führen.

Amerikanische Frauen in leitenden Stellungen.

Nach den letzten Angaben des Departements des Innern in den Vereinigten Staaten werden von rund 12000 höheren Beamten-Stellungen gegen 2500 von Frauen verwaltet. Zumeist betrifft dies das Unterrichtswesen. Es gibt Frauen als Universitätsprofessoren, als Schulinspektorinnen und als Direktorinnen staatlicher Schulen für Blinde, Taube und für rückständige Kinder. 14 Frauen stehen staatlichen Industrie- und Gewerbeschulen vor, 48 Frauen leiten Kunstschulen. Und von 1300 öffentlichen und gesellschaftsbibliotheken werden nicht weniger als 1075 von Frauen geleitet!

Für Frauen, welche frisieren können, bietet sich jetzt ausgezeichnete Gelegenheit zu einem guten Verdienst. Im Friseurgewerbe herrscht zurzeit ein großer Mangel an Arbeitskräften, da die jüngeren Kräfte fast durchweg im Felde stehen. In der Fachpresse der Friseure werden massenweise Hilfskräfte gesucht. In Berlin sind schon besondere Friseurinnenkurse veranstaltet worden.

Weibliche Landtagsabgeordnete.

In den neuen finnischen Landtag sind 24 weibliche Mitglieder gewählt worden, das sind 12 Prozent der Gesamtstärke der Landtagsabgeordneten.

Frau Asquith,

die Gattin des englischen Ministers, hat sich entschlossen, als Munitionsarbeiterin in eine Munitionsfabrik zu gehen. Vielleicht findet ihr Beispiel Nachahmung bei den Frauen der englischen Gesellschaft. An der „Situation" wird die patriotische Dame freilich mit ihrem Entschlusse kaum etwas ändern können.

Eine Frau als Kandidatin für den amerikanischen Kongreß.

Zum erstenmal seit Bestehen des amerikanischen Kongresses ist eine Frau als Kandidatin für das amerikanische Abgeordnetenhaus seitens einer der großen Parteien aufgestellt worden. Es ist dies Frau Dr. Eva Harding, deren Name voraussichtlich bei der nächsten Novemberwahl auf dem Stimmzettel für den ersten Kongreßdistrikt des Staates Kansas erscheinen wird. Frau Dr. Harding gehört zu den eifrigsten Verfechterinnen des Frauenstimmrechts. Es wird ihr tiefgehendes Verständnis für alle öffentlichen Angelegenheiten nachgerühmt. Jedoch sind ihre Aussichten, gewählt zu werden, nur gering.

Heiteres vom Tage.

Je nachdem. Richter (zu einem rückfälligen Dieb): „Wie oft werde ich Sie denn hier noch sehen?" — Angeklagter: „Det weeß ick nich! Je nachdem, wie lange Se noch im Amt bleiben."

*

Gasangriff bei der Jugendwehr. „Du, Max, wo steckt denn unsa Zuchtjehra?" — „Mensch — hol man rasch die Sanetäter! Der hat 'ne halbe Zieharre jerocht!"

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 39:
„Zeichnet auf die neue Kriegsanleihe".

Wieder haben wir so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie:
Bismarck in deutscher Dichtung,
entfiel auf Erich Schöne, Teutschenthal.

Silbenrätsel.

an, ar, bab, ben, ce, com, corps, do, el, en, flie, ger, alp, gra, griff, in, ka, le, lent, ma, man, nacht, nant, ne, nen, ner, ni, pen, ri, rie, rin, schitt, fen, ser, spet, te, ten, til, tor, tro, trup, zen.

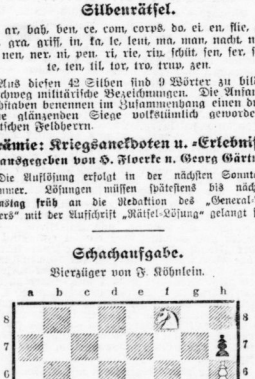
Aus diesen 42 Silben sind 9 Wörter zu bilden, durchweg militärische Bezeichnungen. Die Anfangsbuchstaben benennen im Zusammenhang einen durch seine glänzenden Siege volkstümlich gewordenen deutschen Feldherrn.

Prämie: Kriegsanekdoten u. -Erlebnisse,
herausgegeben von H. Floerke u. Georg Gärtner.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von F. Köhnlein.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 39.
Zweizüger von K. Erlin.
Des—a3.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Hick, Halle a.S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eltester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 40 | **Halle, Sonntag, den 1. Oktober** | **1916**

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemut mit scharfem Hieb
Dem Grub des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht ais letzt' Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Not nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Not!

Geibel.

Ein Erlebnis im Fesselballon.

Von Georg Lebach.

(Nachdruck verboten.)

Wer von den Gästen des kleinen Kurortes N. gut zu Fuß war, pflegte jeden Tag wenigstens einmal das köstlich gelegene Waldrestaurant aufzusuchen, um dort einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Durch herrlichen Buchenwald, untermischt von stämmigen Eichen und Eschen, zog sich der Weg wohl eine Stunde lang hin. Der Erholungsbedürftige wurde dort durch die himmlische Ruhe, die würzige, reine Waldluft und die vorzüglichen Speisen und Getränke, die einem der freundliche Wirt selber vorsetzte, für den Weg reichlich belohnt.

Auch der Tierfreund kam hier auf seine Rechnung. Der Wirt hielt sich eine richtige kleine Tierschau. In seinem Garten waren überall geräumige Käfige aufgestellt, die ein bewegliches und lebhaftes Völkchen beschielten. Meist waren es ausländische in grellbunten Farben schillernde Vögel. In dem letzten Käfig befand sich eine zahlreiche, lustig anzuschauende Affenfamilie. Diese schien der Anlaß zu sein, der den schlanken, blassen Oberleutnant, der sich beim Gehen schwer auf einen Stock stützte, täglich hierher lockte. Es mußte ein großer Liebhaber dieser possierlichen Tiere sein, denn ihm konnte der weite Weg nicht leicht werden.

Die Affen kannten ihn schon. Sobald sie seiner ansichtig wurden, gerieten sie in nicht geringe Aufregung, sprangen wie wild umher, balgten sich und suchten einer den anderen zu verdrängen, wobei die Kinder gar keinen Respekt vor ihren Eltern zeigten. Die Leckerbissen, die ihnen der Oberleutnant mitbrachte, mußten der Mühe wert sein.

Durch das Beispiel angestacht, hatte auch ich tagsüber Zuckerstückchen und allerlei sonstige Happen für die gefräßige Gesellschaft gesammelt. Um aber dem Oberleutnant nicht die Freude zu verderben, wollte ich abwarten, bis er mit der Fütterung fertig war. Doch er suchte vergeblich alle seine Taschen durch, er mußte die kleine Tüte, die er jeden Tag mitbrachte, vergessen oder verloren haben.

Da trat ich auf ihn zu und bat ihn, die meinige anzunehmen, da ich ja nur durch ihn veranlaßt worden sei, sie mitzubringen. Zögernd, aber sichtlich erfreut, nahm er an.

„Sie werden sich gewiß schon gewundert haben, daß ich so närrisch nach den Affen bin," sagte er zu mir. „Diese Affen erinnern mich so lebhaft an meine Elli. Sie erschrecken. Elli ist kein junges Mädchen, sondern eine zierliche kleine Affin gewesen. Wenn Sie mich auf dem Heimweg begleiten wollen, werde ich Ihnen eine Geschichte erzählen, aus der Sie ersehen werden, wie ich zu dieser Affenliebe gekommen bin."

Wir machten uns bald auf den Weg.

„Es war zu Anfang des Krieges, als ich mit meiner Kompagnie in Belgien ein kleines Dörfchen gestürmt hatte. Hierbei erhielt ich einen Schuß in den Oberschenkel, so daß ich nicht mehr weiter konnte. Ich selbst drängte Leutnant M., der das Kommando übernahm, dazu, sich nicht aufzuhalten. Die Getreuen brachten jedoch mich und einige andere Verwundete in ein großes Haus, das von seiner Umgebung merkwürdig abstach und kaum beschädigt war. Nachdem sie uns Notverbände angelegt hatten, stürmten sie weiter in der Hoffnung, daß uns nachfolgende Sanitätsmannschaften finden würden.

Sie hatten mir das beste Zimmer ausgesucht und mich in ein schönes weiches Bett gepackt. Meine Eß- und Trinkvorräte standen auf dem Nachttisch und auch mein Revolver lag dort schußbereit. Wir hatten schon gehört, daß hilflose Verwundete überfallen und scheußlich mißhandelt wurden. Hier war aber anscheinend nichts zu befürchten, denn das Dorf war vollständig verlassen.

Von Blutverlust geschwächt, schlief ich ein. Ich konnte nicht lange geschlafen haben, als ich durch ein schmatzendes Geräusch geweckt wurde.

Erschreckt sah ich auf. Auf dem Nachttisch saß ein kleiner Affe und verzehrte mit sichtlichem Behagen meine ganzen Vorräte. Jetzt öffnete er sogar meine Feldflasche und nahm daraus einen langen Schluck.

Als ich mich bewegte, floh das arme Tier zitternd vor Angst auf einen Schrank, wo es nicht mehr zu sehen war. Gewiß hatte es dort oben seit der Flucht der Bewohner gehaust und war halb verhungert.

Ich rief und lockte, vergebens. Da fiel mir ein, daß Tiere sogleich zutraulicher werden, wenn man sie bei ihrem richtigen Namen ruft. Ich hatte gesehen, daß es eine Affin war. So nannte ich denn allerlei Mädchennamen, schließlich kam ich auch auf Elli.

Sieh da! Die Affin kroch vorsichtig vom Schrank herunter und kam langsam, aber immer noch furchtsam, näher. Bald jedoch saß sie auf meinem Bett und ich stopfte ihr selbst die letzten Bissen meiner Vorräte in den Mund. Hieß sie nun wirklich Elli, oder hatte vielleicht ihr Name nur einen ähnlichen Klang, genug, sie hörte auf diesen Namen und so behielt sie ihn auch.

Bald darauf kam ein Sanitätsauto und brachte uns in rascher Fahrt nach einem Lazarett. Elli nahm ich unter meinen Mantel und schmuggelte sie mit hinein.

Wie Sie sehen, ist mein Bein etwa steif geblieben und ich taugte daher für die Front eigentlich nicht mehr. Mir widerstrebte aber der einförmige Garnisondienst und, da ich früher häufig Jahren im Freiballon mitgemacht hatte, glaubte ich mich für den Posten eines Beobachters noch geeignet halten zu können. Ich wurde auch angenommen. Leider kam ich aber nicht, wie es mein Wunsch war, zu einer Fliegertruppe, sondern hatte meinen Dienst im Fesselballon zu tun.

Ich war aber auch hiermit zufrieden, zumal ich dadurch in der Lage war, meine Elli mitzunehmen. Denn ich hatte mich an das kleine possierliche Ding so gewöhnt, daß ich es nur schweren Herzens der Obhut fremder Leute anvertraut hätte.

Ueber mein Quartier konnte ich nicht klagen und auch Elli hatte es so gut, als es eben die Verhältnisse gestatteten. Sie begleitete mich stets zum Ballon und blieb, wenn ich aufstieg, geduldig auf dem großen Wagen sitzen, an den der Ballon gefesselt war. Manchmal sprang sie auch den Pferden auf den Rücken, die sich die leichte Last willig gefallen ließen. Dafür verscheuchte sie ihnen die lästigen Fliegen.

Kam ich aber wieder herunter, so war sie nicht zu halten. Mit einem merkwürdig glückenden Schrei, der wohl einen Jubelruf bedeuten sollte, sprang sie mir an die Brust, und ich konnte mich ihrer Liebkosungen kaum erwehren.

Einmal war ich fast den ganzen Tag oben geblieben. Die Luft wurde schon unsichtig und ich mußte mich entschließen, herunter zu gehen. Es wehte ein scharfer Wind. Ich war tüchtig durchgeschüttelt und durchgefroren und sehnte mich nach meinem Quartier.

Ich gab mehrmals das Zeichen, den Ballon einzuholen. Niemand meldete sich am Signal. Ich rief durchs Telephon. Keine Antwort. Die Leitung war unterbrochen.

Die Luft war inzwischen immer unsichtiger geworden und ein dichter Nebelschleier hatte sich ganz plötzlich um die Erde gelegt. Von meinen Leuten war nichts mehr zu sehen und auch ich mußte ihren Blicken vollständig entzogen sein. Unter diesen Umständen war jede Verständigung ausgeschlossen.

Aergerlich wartete ich. Meine Leute wußten ja, daß ich nicht die ganze Nacht hier oben bleiben konnte, und daß die Telephonverbindung gestört war, mußten sie auch bald merken.

Da war mirs, als wenn sich am Drahtseil etwas bewegte. Ein dunkler Punkt schien schnell höher zu kommen. Kaum hatte ich erkannt, daß es meine Elli war, da war sie auch schon oben und sprang mit einem kühnen Satz in meinen Korb. An einer Halskette, die ich ihr geschenkt hatte, war ein Zettel befestigt. Ich riß ihn ab und las:

„Sofort Ventil reißen. Höchste Gefahr."

Ein Ruck und langsam senkte sich der Ballon. Unten sah ich denn, was geschehen war. Der heftige Wind hatte so an der Stahltrosse gerissen, daß eine Achse gebrochen war. Hierdurch war auch die Telephonverbindung unterbrochen worden und zum Ueberfluß hatte der plötzlich auftretende Nebel jede Verständigung vereitelt. Nur mit Aufbietung aller Kräfte konnten die Leute den Ballon noch halten, und es war die höchste Zeit gewesen, daß einer von ihnen auf die glückliche Idee gekommen war, Elli mit der Botschaft zu mir herauf zu schicken.

Ohne meine Elli würde mich der Ballon sicherlich in die Lüfte entführt haben.

Möglich, daß es mir mit Hilfe des Ventils gelungen wäre, ohne Schaden irgendwo zu landen, der Wind hätte mich aber weit in feindliches Land hineingetrieben.

Das Traurige aber ist, daß meine arme kleine Elli den heftigen scharfen Wind, der oben wehte, nicht hatte vertragen können. Dieselbe Nacht noch wurde sie krank und starb bald darauf an einer Lungenentzündung.

Ich habe sie unter einem alten Hollunderstrauch begraben. —

„Sehen Sie," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „wenn ich jetzt dieser Affenfamilie hier ich bin kein Zoologe, doch es scheint mir dieselbe Rasse zu sein — etwas Liebes erweisen kann, ist mir's immer, als wenn ich meiner Elli und ihrem Geschlecht eine Dankesschuld abtrage."

Gedenktage der Woche.

1. Oktober 1386 Gründung der Universität Heidelberg.
1684 † Der Dichter Corneille in Paris (* 1606).
1879 Eröffnung des Reichsgerichts in Leipzig.
2. Oktober 1847 * Feldmarschall v. Hindenburg in Posen.
1892 † Der Religionshistoriker Renan in Paris (* 1823).
3. Oktober 1866 Friede zu Wien zwischen Oesterreich und Italien.
1884 † Der Maler Hans Makart in Wien (* 1840).
1914 Die Russen bei Augustow geschlagen.
4. Oktober 1515 * Lukas Cranach d. J. in Wittenberg († 1586).
1669 † Rembrandt in Amsterdam (* 1606).
1830 Belgien erklärt sich für unabhängig.
1830 † Feldmarschall Graf York von Wartenburg in Klein-Oels (* 1759).
5. Oktober 1894 † Jacques Offenbach in Paris (* 1819).
1910 Portugal wird Republik.
1910 † Der Mediziner Ernst von Leyden in Berlin (* 1832).
6. Oktober 1838 * Der Anatom Waldeyer in Hehlen (Braunschweig).
1905 † Der Geograph Ferdinand von Richthofen in Berlin (* 1833).
7. Oktober 1908 Oesterreich annektiert Bosnien und die Herzegowina.
1914 Die belgische Regierung verläßt Antwerpen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191610013/fragment/page=0001

Zwei Diebe.

Skizze von F. Carlsen.

(Nachdruck verboten.)

Die Turmuhr schlug acht, als Schaller, seine Handtasche krampfhaft haltend, die Bahnhofshalle verließ. Einen Augenblick stand er still und ließ sich den kalten feinen Regen ins Gesicht sprühen, dann wandte er sich nach kurzem Zögern nach rechts, der beleuchteten Hauptstraße zu.

Wie die meisten Menschen, lebte er in der Ueberzeugung, daß das äußere Gebahren nicht zum Verräter seelischer Erregungen wird, wenn man sich bloß zu beherrschen versteht, aber in der Art wie er scheinbar harmlos dahinschritt, in dem gleichsam in seinen Zügen festgefrorenen Lächeln, lag das Bekenntnis seiner wahren Gemütsverfassung, einer bohrenden, quälenden Angst. Seit Jahren hatte er Unterschlagungen begangen, die er immer geschickt zu verbergen verstanden, aber vor zwei Tagen war für das heutige Datum eine Kassenrevision angesagt worden, und es gab für den jungen Bankbeamten keinen Ausweg mehr, als zu gestehen und die verdiente Strafe auf sich zu nehmen, oder über die Grenze zu flüchten. Er hatte sich für das letztere entschieden.

Sein Mangel an Gepäck beunruhigte ihn plötzlich, er hatte sich in der ersten Verwirrung gescheut, noch einmal in seine Wohnung zurückzukehren, und nichts mit sich mitgenommen als eine Handtasche, die für etwaige kleine Geschäftsreisen immer in seinem Bureau stand und in die er seinen letzten Monat, den ganzen Kassenbestand gepackt hatte. Er wußte, daß man solchen Reisenden gegenüber mißtrauisch war, und ihm lag vor allen Dingen daran, Aufsehen zu vermeiden, nach dem Prinzip, daß jede Flucht ein unauffälligstes Vorüberziehen sein müsse. Er überwand endlich seine Unschlüssigkeit, rief ein Automobil an und ließ sich in das Fürstenhotel fahren.

Er warf dem diensteifrig herbeiflitzenden Portier die inhaltschwere Handtasche zu, verlangte ein Zimmer im ersten Stock und sagte, daß er zu einer Aufsichtsratssitzung gekommen sei, und sein Gepäck erst am nächsten Tage bekommen werde. Man führte ihn, der sich Direktor Strom genannt hatte, in einen vornehm eingerichteten Salon. Einen Augenblick vergaß er alle Angst, vergaß, daß jeden Augenblick eine telephonische Verständigung kommen konnte, die ihm den Hals brach, und freute sich der ungewohnten Umgebung und der Atmosphäre ruhiger Eleganz, die ihn hier umgab.

Er warf seinen Rock ab, wusch und rasierte sich sorgfältig und konstatierte befriedigt, daß seine Blässe sich verloren hatte und sein Puls ruhiger flopfte. Dann klingelte er und ließ sich ein Glas Wormwein bringen, der ihm das Blut schneller durch die Adern jagte. Und nun war er auch fest entschlossen auszusuchen, holte seine Tasche und nahm ein schweres Bündel Tausendmarkscheine heraus. Er steckte einige Scheine zu sich, legte die übrigen wieder in die Tasche, schloß diese in den Schrank und ging leise pfeifend die Treppen hinunter. In der Halle des Hotels verhandelte er einen Augenblick mit dem Portier, um zu erfragen, wo man einen veranstalteten Abend verbringen könne und bemerkte plötzlich im Hintergrunde des mattbeleuchteten Raumes einen Herrn, der in einem Klubsessel lag und seinen Weinglas aufmerksam seine Zeitungen las. Ein jäher Verdacht durchzuckte ihn.

Er erhob absichtlich seine Stimme, um ein Aufblicken des Fremden zu erzwingen, aber dieser rührte sich nicht und auch die Zeitung senkte sich nicht um Haaresbreite. Nun stand es fest in Schaller, daß diese gebielte Gleichaltigkeit nur den Zweck habe, ihn besser zu beobachten, und daß er vielleicht schon seinem Schicksal gegenüberstand. Seine Knie schlotterten plötzlich so heftig, daß er sich halten mußte, um nicht umzukallen. Da erhob der Gast seinen Blick von der Zeitung und Schaller sah in ein mageres Gesicht mit stechenden Augen, die ihn prüfend betrachteten. Nun war es ihm klar, daß das ein Detektiv sein müsse, der ihm auf den Fersen war, denn so wie ihm früher sein überreiztes Hirn in der Nichtbeachtung des Fremden die größte Gefahr vorgespiegelt, so sah er jetzt wieder in dessen Aufmerksamkeit sein sicheres Verderben. Er riß sich endlich los, immer in der Todesangst, die Hand des Mannes auf seiner Schulter zu spüren, und trat durch die Drehtür des Hotels ins Freie.

Einen Augenblick noch zögerte er, dann erfaßte ihn ein knabenhafter Trotz, er hielt ein Auto an und ließ sich in eines der Varietés fahren, die ihm der Portier bezeichnet hatte. Erst um zwei Uhr morgens kam er wieder heraus, mit wirrem Kopf, aber doch nüchtern genug, um den Plan zu fassen, ins Hotel zurückzukehren, und wenn sich seine Angst als Hirngespinst erwies, in aller Frühe unter irgendeinem Vorwand abzureisen.

Das Hotel lag in tiefem Schlaf. Er stieg die Treppe hinauf und gelangte endlich an sein Zimmer. Vorsichtig, um seine Nachbarn nicht zu stören, drückte er die Klinke nieder und trat ein . . .

Er starrte . . .

Vor dem Schrank, in dem er seine Tasche verschlossen gehabt, kniete ein Mann . . .

Das Mondlicht fiel auf sein Gesicht und Schaller erkannte den Fremden aus der Halle, der in dem kostbaren Inhalt der Tasche wühlte. Ein

Das ist der Krieg.

Von Philo Kiefer.

Das ist der Krieg? Im halbverschoß'nen Städtchen
Nach heißem Kampfspiel gönnte man uns Rast;
Nicht Kinder sahen wir, noch Frau'n und Mädchen,
Gestohn war alles in bestürzter Hast.
Einsam schritt ich durch trostlos öde Mauern
Und meinte, in den Ecken müsse kauern
— Schon der Gedanke hat mich tief gepackt —
Das grause Elend, blutig, nackt.

Doch wo ich auch betrat ein stilles Haus
Und sah mich um in den vier kahlen Wänden,
Niemand ging ein und niemand schlich hinaus,
Und niemand fug nach hilfsbereiten Händen.
Zuweilen aber, wenn ich mich verstieg,
Sah ich das Buch der Bücher aufgeschlagen,
So lag's wohl selten nur in guten Sagen;
Da sagt' ich mir — und jeder Zweifel schwieg —:
Gott, Gott, wie sucht man dich, — das ist der Krieg!

Aus dem „Türmer".

Gefühl grenzenloser Erleichterung überflutete ihn, frei und ruhig war ihm auf einmal zu Mute und er war bereit, den Kampf mit allen feindlichen Mächten aufzunehmen.

Er schlich sich heran, und mit einem Kunstgriff, den ihm einmal ein Freund beigebracht, machte er den Eindringling unfähig, sich zu wehren. Und nun entlud sich als Rückschlag der durchgemachten Todesangst eine rasende Wut über den hilflosen Dieb, der halag und um Gnade winselte. Dann läutete er Sturm.

In wenigen Augenblicken war das ganze Hotel auf den Beinen. Verschlafene Kellner, Hausmädchen, der Direktor stürzten herein, Hotelgäste in Schlafanzügen, Damen in mangelhaften Toiletten erfüllten den Korridor. Jeder wollte wissen, was geschehen sei, den Eintretenden aber bot sich ein seltsames Bild.

Schaller kniete wie ein Rächer über dem dahingestreckten Hotelbieb, aus dem die Angst und die Schläge ein schlotterndes Gespenst gemacht hatten. Auf dem Boden stand die offene Tasche, aus der die Tausendmarkscheine herauswollen. Er aber schrie, daß es unerhört sei, daß für die Sicherheit der Gäste in einem solchen Hotel nicht besser gesorgt sei, und ich bin es die Sache in die Zeitung bringen werde.

Der Direktor war beistroh, als Schaller angesichts seiner Zerknirschtheit großmütig erklärte, schweigen zu wollen, aber darauf bestand, sofort das Hotel zu verlassen. Er könne es seinen Nerven nicht zumuten, länger an einem Ort zu verweilen, wo er eine so heftige Erschütterung durchgemacht habe. Und nachdem er das Hotelpersonal mit reichlichen Trinkgeldern beschenkt und sich überzeugt hatte, daß man den Dieb, bei dem sich verschiedene Priefsachen und Schmuckgegenstände anderer Gäste gefunden, sicher in einem Automobil aufs nächste Polizeirevier expediert hatte, ließ er sich einen Wagen holen und fuhr ab. Der Humor der Sache entlockte ihm ein lautes fröhliches Lachen, das erste seit langer Zeit. Er sah auf die Uhr, in meinen Sekunden fuhr der Zug . . . Seine nervöse Angst war ganz gewichen. Er fühlte sich sicher, warum sollte man ihm wohl auf die Spur kommen, die Menschen waren ja gar nicht so klug, wie sie glaubten, und der Satz des geistreichen Schriftstellers, der besagte, daß kein Mensch ein Verbrechen begehe, ohne zu gleicher Zeit eine Dummheit zu machen, war nichts als eine Torheit.

Da wurde die Tür aufgerissen und ein ältlicher Herr sehte sich ihm gegenüber. Diesmal blieb jedes Vorgefühl aus. Schaller empfand es nur als lästig, daß er nicht allein blieb. Aber im nächsten Augenblick schon klirrten Handschellen an seinen Gelenken, und als er aus der Lähmung erwachte, in die ihn der jähe Ueberfall versenkt, stand er schon wieder neben dem alten Herrn auf dem Bahnhof, zwei Polizisten rechts und links von sich, deren einer die Tasche mit dem kostbaren Inhalt in Verwahrung hatte. . . .

Da ergab er sich in sein Schicksal . . . und er verbrachte die Nacht im Polizeigewahrsam der Stadt, Wand an Wand mit dem Diebe, den er selbst ertappt hatte.

Diplomaten in Berlin.

Von Georg Buß.

(Nachdruck verboten.)

Seit Ausbruch des Krieges ist das diplomatische Korps in Berlin stark zusammengeschmolzen — die feine Vorstadt Frankreichs, Englands, Rußlands, Italiens, Japans und Belgiens haben sich zu längst in ihre Heimat Länder zurückbegeben. Am 9. März dieses Jahres folgte ihnen Professor Dr. Sidonio Paes, der portugiesische Gesandte. Als Andenken ließ er sein Mobiliar in den Händen einiger Aufkäufer zurück. Kostbarkeiten befinden sich nicht darunter, denn allzu glänzende Mittel standen dem Vertreter des beutelungrigen Portugals nicht zur Verfügung. Gleichwohl werden für einzelne Gegenstände recht gepfefferte Preise gefordert — so für einen alten blaugrünen Aubusson-Wandteppich mit recht mäßiger Parkfandschaft und schlechter Figurenstaffage sechstausend Mark und für einzelne Perserteppiche moderner Herkunft zwei- bis dreitausend Mark. Nun ist dem Portugiesen als letzter in der Korona der Gegner der rumänische Gesandte Dr. Alexander Beldiman gefolgt. Er hat sein trauliches Heim in der Mauthstüchstraße war eine Stätte feiner Geselligkeit, mit deutschem Einschlag, da des Gesandten Gemahlin selbst eine Deutsche ist. Leicht wird ihm der Abschied von Berlin, in dem er eine zweite Heimat gefunden, nicht geworden sein.

Verödet liegen die Botschafts- und Gesandtschaftsgebäude unserer Feinde da, kaum daß sich noch ein Pförtner blicken läßt. In den Gesellschaftsträumen, wo so manches Fest stattgefunden, im Gewoge der Gäste Frauen schönheit gestrahlt, Brillanten gefunkelt, glatte Worte geschmeichelt, hervorragende Männer der Politik, Wissenschaft und Kunst lebhaften Gedankenaustausch gepflogen und bei feierlichen Gelegenheiten Hautbiere und Tafelgesellschaft die Champagnerkelche auf das Wohl des regierenden Herrn geleert, waltet tiefes Schweigen. Kein Mensch bewundert mehr in der englischen Botschaft, dem ehemaligen Palais des Eisenbahnkönigs Dr. Strousberg, den großen Festsaal, die zahlreichen Marinebilder, die von Meistern der präraffaelitischen Schule gemalten Bildnisse und die vielen exotischen Kunstgegenstände; kein Mensch mehr im russischen Botschaftsgebäude, das Kaiser Nikolaus der Erste, der Eisenbahnkönigs Dr. Strousberg, den großen Festsaal, die zahlreichen Marinebilder, die von Meistern der präraffaelitischen Schule gemalten Bildnisse und die vielen exotischen Kunstgegenstände; kein Mensch mehr im russischen Botschaftsgebäude, das Kaiser Nikolaus der Erste, der Eisenbahnkönigs Dr. Strousberg, den großen Festsaal, die zahlreichen Marinebilder, die von Meistern der präraffaelitischen Schule gemalten Bildnisse und die vielen exotischen Kunstgegenstände; kein Mensch mehr in